

Ein südafrikanischer Martyrer und besonderer Schutzpatron der dortigen Missionen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das eucharistische Brot.

1. Bevor der Heiland kam zum Sterben,
Gedacht er huldvoll seiner Erben. —
Hatt' einer je ein Herz wie er?
Kein Opfer dünkte ihm zu schwer,
Ja, seine Liebe sondergleichen
Will uns das Allerhöchste reichen.
2. Er gibt ein duftend Brot,
Gibt eine Engelspeise
Den Seinen in der Not,
Bezahlt mit hohem Preise.
Gleich Bronnen fließet Blut
Aus diesem höchsten Gut.
3. Sein Fleisch, sein Blut, sein Leben,
Was sollt' er mehr noch geben?
Sein Leib, jungfräulich rein,
Taucht in die Seele mein.
So sind wir ausserlesen,
Zu losten Gottes Wejen.
Gib, lieber Herr, uns dieses Brot,
Im Leben gib es und im Tod!
4. So birgt die Gottespeise
Stets Unvergänglichkeit
Auf unsrer Pilgerreise
Für alle Ewigkeit. —
Maria ward erlösen,
Von ihr das Brot geboren;
Die süße Himmelswabe
Ist ihres Herzens Gabe.
5. Ein Manna ist's, gegeben
Für dies und jenes Leben.
Und Rosen, Lilien sprießen,
Wirst du das Brot genießen. —
6. Lob, Preis sei ohne End'
Dem hochheiligen Sakrament!
Gib, lieber Gott, uns dieses Brot,
Im Leben gib es und im Tod! —

(Aus Verdagers eucharistischen Liedern übersetzt von Bernhard Schuler.)

Ein südafrikanischer Märtyrer und besonderer Schutzpatron der dortigen Missionen.¹⁾

Von glaubwürdiger Seite wird uns berichtet, daß in Rom die Kanonisation des P. Sylveira S. J. in Gang sei, und daß somit die südafrikanischen Missionen gegründete Aussicht haben, in genanntem Märtyrer einen himmlischen Schutzpatron zu erhalten. Dr. Heinrich Hahn schreibt in seiner „Geschichte der katholischen Missionen“ über den genannten Jesuitenpater folgendes:

Um das Jahr 1559 äußerte der Kaiser von Monomotapa, dessen Herrschaft sich beinahe über ganz Südafrika erstreckte, den Wunsch, mit den Europäern Handelsverbindungen einzugehen, mittels deren man hoffen durfte, daselbst zugleich das Christentum zu verbreiten. Von diesen günstigen Verhältnissen unterrichtet, wandte sich der Vizekönig von Indien an den Provinzial der Jesuiten. Dieser übertrug die Mission von Monomotapa dem P. Sylveira und zwei andern Jesuiten, die im Jahre 1560 ihre Missionsreise antraten.

Sie reisten zunächst über Mozambik nach dem Königreich Inhambane, fielen aber daselbst infolge der furchtbaren Hitze in gefährliche Krankheiten. Nach ihrer Genesung begaben sie sich in die Residenz des Königs, der sie mit außerordentlicher Freude empfing. Ihre Glaubenspredigt trug reichliche Früchte. Der König, die Königin, eine Schwester des Fürsten und viele Untertanen ließen sich taufen. Der König erhielt dabei den Namen Konstantin, seine Gemahlin den Namen Katharina, und seine Schwester den Namen Isabella. P. Sylveira setzte sodann seine Reise nach Monomotapa fort, ließ aber seine beiden Begleiter, die Patres Acosta

und Fernandez in Inhambane zurück, um das so glücklich begonnene Bekehrungswerk fortzuführen. Das brennende Heiße Klima wirkte aber so nachteilig auf die Gesundheit des P. Acosta, daß er sich nach einiger Zeit genötigt sah, nach Goa zurückzukehren. P. Fernandez dagegen blieb über zwei Jahre unter den Käffern von Inhambane, deren Unbeständigkeit und natürliche Grausamkeit sein Leben oft stark gefährdeten, bis ihn endlich sein Oberer abrief, um ihm ein anderes Arbeitsfeld anzusegnen.

Inzwischen setzte P. Sylveira seine Reise fort und führte während der Seefahrt ein streng austerisches Leben. Ein heftiger Sturm, welcher das Schiff in groÙe Gefahr brachte, legte sich auf das Gebet des Missionärs. Zu Quilimane, wo das Schiff anlegte, wollte ein muhamedianischer Häuptling dem Missionär erlauben, das Evangelium zu verbünden. P. Sylveira aber lehnte es ab, einen längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen; es drängte ihn, den Kaiser von Monomotapa aufzusuchen; auch hoffte er, daß die Bekehrung desselben diejenige der tributpflichtigen Könige sehr erleichtern würde. An der Mündung des Cuama brachte er das hl. Messopfer dar, um den Segen des Himmels für sein Wirken zu ersuchen; dann zog er sich in eine Ecke des Schiffes zurück, um sich durch eine achtägige Retraite auf seine Missionsarbeit vorzubereiten.

Nun schiffte man durch die Mündung des Cuama den Sembezi hinauf bis zum Flecken Sena, wo die Portugiesen ein Komptoir hatten. Von hier aus ließ er dem Kaiser Kenntnis von seiner Ankunft geben. Während er nun dessen Befehle abwartete, übte er die Seelsorge unter den dortigen Portugiesen aus, und unterrichtete und tauft 500 Slaven, welche jene angefaßt hatten; auch besuchte er mehrmals den König von Inhamior, welcher dem Kaiser tributpflichtig war. Dieser König wurde durch die Worte des Glaubensboten so gerührt, daß er sich anheischig mache, mit seiner ganzen Familie den christlichen Glauben an-

¹⁾ Um dem Dekrete des Papstes Urban VIII. zu gehorchen, erklären wir hiermit ausdrücklich, daß wir mit obigen Bezeichnungen dem Urteil der Kirche seineswegs vorgreifen wollen, sowie daß wir den hier erzählten wunderbaren Begebenheiten nur rein menschlichen Glauben beimeissen.

zunehmen. P. Sylveira aber trug Bedenken, jogleich darauf einzugehen, teils, weil er niemand zurücklassen konnte, die Neubefehrten in ihrem hl. Glauben zu bestärken, teils, weil er fürchtete, der Kaiser möchte es übel aufnehmen, wenn er einen tributpflichtigen Fürsten früher tauft, als ihn selbst.

Erst nach zwei Monaten kam der Portugiese Anton Canada aus der Residenz an, um den P. Missionär abzuholen und zum Kaiser zu führen. P. Sylveira nahm seine Kirchenparamente, einen Kelch und einen Altarstein, machte sich mit seinem Führer zu Fuß auf den Weg und kam nach einer langen, höchst beschwerlichen Reise in der Residenz an. Bei seiner Ankunft ließ ihm der Kaiser Gold, Ochsen und Slaven anbieten und

handlung sandte der hochfreudige Kaiser dem P. Missionär 100 Ochsen, indem er wohl wußte, daß er kein Gold annehmen würde. P. Sylveira wagte diesmal nicht, das Geschenk abzuschlagen, ließ aber sofort die Ochsen schlachten und das Fleisch an die Armen verteilen, eine Hochherzigkeit, welche ihm die HerzenTau-sender gewann. Die Neubefehrten aber äußerten ihre Freude und Dankbarkeit dem Missionär gegenüber dadurch, daß sie ihn mit Lebensmitteln aller Art überhäussten. P. Sylveira ließ stets alles an die Armen verteilen und begnügte sich für seine eigene Person mit einer handvoll Hirse und einigen wilden Kräutern.

Das Beispiel so vieler Großen und besonders das des Kaisers brachte das ganze Volk in Bewegung,



Christliche Kaffernfamilie.

wiederholte auch später ähnliche Anerbietungen; der heilige Mann weigerte sich aber stets, solche Geschenke anzunehmen. Eine solche Uneigennützigkeit war dem Kaiser noch nie vorgekommen und gab ihm von der Seelengröße dieses Mannes einen hohen Begriff. Auf die Frage des jungen Kaisers, ob es denn nichts gäbe, womit er ihm eine Freude machen könnte, antwortete P. Sylveira, er wünsche nichts zu erhalten, als den Kaiser selbst.

Ein schönes Bild der allerjeligsten Jungfrau, welches P. Sylveira dem Kaiser schenkte, erregte dessen hohe Bewunderung und trug nicht wenig dazu bei, ihn für das Christentum günstig zu stimmen. Bald ließ der Kaiser dem Missionär melden, daß er selbst sowohl wie seine Mutter sich wollten taufen lassen. P. Sylveira glaubte aber, damit nicht allzusehr eilen zu dürfen. Daher unterrichtete er beide nebst mehreren Beamten des kaiserlichen Hofs über die Gebote Gottes und die wichtigsten Punkte des christlichen Glaubens und spendete ihnen sodann feierlich die hl. Taufe, wobei der Kaiser den Namen Sebastian, und seine Mutter den Namen Maria erhielt. Nach der Tauf-

und alles deutete auf eine baldige Massenbekehrung. Dies aber wollte der Feind des menschlichen Heiles nicht ohne Widerstand gefallen lassen; er versuchte daher durch Wegräumung des Edelsteines das emporstrebende geistige Gebäude wieder niederzureißen, was ihm leider nur allzu gut gelang.

Vier Muselmänner, die ziemlichen Einfluß auf den König übten, verdächtigten P. Sylveira als einen Spion des Bizekönigs von Indien. Er sei nur gekommen, sagten sie, um die Verhältnisse auszukundschaften und einen Aufstand vorzubereiten, der den Portugiesen die Eroberung des Reiches erleichtern würde. Sie schilderten ihn ferner als einen großen Zauberer, der durch die Taufe die Macht habe, die Leute an sich zu fesseln. Lasse man ihn noch weiter ungestraft fortmachen, so würde es bald dahin kommen, daß die Einwohner, in zwei Parteien geteilt, sich gegenseitig umbringen würden. Diese groben Verleumdungen setzten den Kaiser und seine Mutter in große Furcht, weshalb er beschloß, den Missionär töten zu lassen.

P. Sylveira erkannte durch höhere Offenbarung,

was ihm bevorstehe und sagte es auch dem Anton Cahada mit dem Beifügen, er sei gerne bereit, im Dienste des Herrn sein Blut zu vergießen. Cahada aber wollte an einen solchen Ausgang der Dinge nicht glauben. Als aber der Tag gekommen war, den der Missionär durch göttliche Eingabe als seinen letzten erkannte, trug er dem Anton Cahada auf, die Portugiesen zu versammeln, damit er nochmals ihre Beichte höre und ihnen die hl. Kommunion spende; auch taufte er an genanntem Tage noch 50 Eingeborene und verteilte unter sie die Rosenkränze, die er noch übrig hatte. Er ermahnte die Neubelehrten, unter den kommenden Verfolgungen standhaft im hl. Glauben zu bleiben. Sein heiterer Blick gab Zeugnis von der Seelenruhe, mit der er zu ihnen sprach. Zuletzt ließ er die hl. Gefäße und Kirchenparamente in das Haus des Anton Cahada bringen, um sie vor Entweihung zu schützen,

auf und ab; es war, als ob seine Seele mit Ungeduld nach der Stunde der Auflösung sich sehne. Man hörte ihn beten und sah, wie er bald den Blick zum Himmel erhob, bald die Arme über die Brust kreuzte, oder sie ausstreckte, wie der Priester am Altar. Nachdem er so einen Teil der Nacht zugebracht hatte und sich endlich ermüdet fühlten mußte, trat er in seine Kammer, betete nochmals vor einem Kreuzifix und legte sich dann auf ein Bett von Schilf, worauf er einschlief.

Diesen Moment wählten acht Soldaten, welche ihn belauert hatten. Sobald sie sich überzeugt hatten, daß er schlafte, fielen sie über ihn her, um ihn zu erwürgen. Ihr Anführer Mocruma, der sich oft vertraulich mit dem Pater unterhalten und öfters mit ihm gegessen hatte, stieg auf die Brust seines Schlachtopfers und zerstampfte ihm die Rippen, während zwei andere eine Schnur um seinen Hals wanden und ihn erdrosselten,



Heldnisches Baby schläft auf der Strohmatte.

ein Witz, daß er in der folgenden Nacht den Tod mit Sicherheit erwartete.

Nachdem sich die Portugiesen entfernt hatten, blieb P. Sylveira allein. Er hatte sich mit einer Albe bekleidet und hielt ein Kreuzifix in der Hand. So bereitete er sich zum Tode vor, den er ständig erwartete. Cahada kam noch einmal zu ihm zurück; da sprach der heldenmütige Missionär: „Mein Verlangen nach dem Tode ist größer, als das meiner Feine, mir das Leben zu nehmen. Ich verzeihe dem Kaiser und seiner Mutter gerne, denn sie sind von den Muhamedanern verführt worden.“ Er äußerte dies mit freudiger Miene; Cahada aber konnte an die beabsichtigte Greuelstat immer noch nicht glauben und entfernte sich wieder. Indessen schickte der Portugiese doch zwei Diener ab, um in der Wohnung des Missionärs zu wachen. Durch diese sind die näheren Umstände des Todes Sylveiras bekannt geworden.

Nach Entfernung Cahadas ging der Jesuit mit außergewöhnlich raschen Schritten vor seiner Wohnung

sodass Blut aus Mund und Nase hervorquoll. So endete P. Gonzalo Sylveira am 11. August 1561 sein Leben mit einem glorreichen Martyrectode. —

Der Engländer A. Wilmot, der sich um die kirchliche Kanonisation des P. Sylveira schon viele Mühe gab, schreibt in seinem hochinteressanten Werk „Monompati“ u. a. folgendes: „Über den Leib des großen Martyrers existiert eine schöne, hochromantische Sage. Etwa 60 Jahre nach dessen Tode wurde ein Priester, nomens Leo de Barbadas, auf seiner Reise nach Mozambique durch einen heftigen Sturmwind in der Nähe der Sambesimündung an die afrikanische Küste verschlagen. An einer Stelle, wo sich der Strom in zwei Arme teilt, fand er ein dichtes Gebüsch und bemerkte auf einem Baume Vögel von außergewöhnlicher Schönheit, die hier gleichsam Wache hielten. Drei Käffernjungen wollten in das Gebüsch eindringen, erhielten aber von Fischern die gemessene Weisung, dies bleiben zu lassen, da der Eingang von Tigern bewacht werde. Auf weiteres Befragen erzählten sie, es sei vor vielen

Jahren durch die Flussströmung der Leib eines weißen Mannes auf die Sandbank geworfen und hierauf von Tigern landeinwärts getragen worden. Seit jenem Tage hielten wilde Tiere bei der Leiche Wache und säßen die Vögel auf jenem Baum. Zwei Knaben hätten den Leib von der Höhe eines großen Baumes aus einmal gesehen; es sei der Leichnam eines Priesters in langem, schwarzen Kleide.

A. Wilmot erzählt, er habe den Originaltext dieser merkwürdigen Legende in der vatikanischen Bibliothek nie gesehen, und erwähnt in seinem Berichte auch, P. Sylvira sei nach seiner Ermordung nicht begraben, sondern auf den Rat seiner Verleumder in den Mosin-geisse, einen Nebenfluss des Sambeji, geworfen worden. Damit wäre wenigstens erklärt, wie der Leib des im fernen Monomopataland getöteten Ordensmannes an die Mündung des Sambeji kommen konnte.

ländlichen Dinge waren in Menge vorhanden. Alles war arrangiert, die Gäste geladen, und im Kraal und der ganzen Umgebung herrschte freudige, festliche Stimmung. Doch es sollte anders kommen.

Zwischen den beiden Brüdern war seit geraumer Zeit Zwist entstanden, auf den übrigens niemand ein sonderliches Gewicht legte. Die Ursache war eine höchst unbedeutende. Der Vater hatte nämlich dem jüngeren Bruder zur Hochzeit einen Ochsen mehr gegeben, als dem älteren. Das wurrte diesen gewaltig, öfters machte er auch darüber dem Vater und dem jüngeren Bruder Vorwürfe, sonst aber verhielt er sich ziemlich ruhig. So kam der Vorabend des Hochzeitstages heran. Der ältere Bruder war still und in sich gelehrt, man sah ihm an, daß etwas in ihm arbeitete; der jüngere war munter und guter Dinge, er schwelgte im Geiste heute schon in den Genüssen des kommenden Tages.



Schlafstätte eines christlichen Babys auf der Strohmatte in der Hütte.

Nun hab' ich vollbracht, was ich längst tun sollte.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Anfangs Februar 1. J. war ich im benachbarten Springvale, um daselbst die hl. Messe zu lesen, die hl. Sakramente zu spenden und christlichen Unterricht zu erteilen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von einer weißen Dame, sowie von verschiedenen Eingeborenen eine wahre Schreckensgeschichte, die sich kurz zuvor, Donnerstag, den 4. Febr., kaum fünf Minuten von unserer Katechesenstelle entfernt, in einem Kaffernkraale zugetragen hatte.

Es wohnten nämlich daselbst zwei leibliche Brüder. Der ältere, schon verheiratete, war Protestant, Mitglied der anglikanischen Hochkirche; der jüngere, noch Heide, sollte am kommenden Tag seine Hochzeit halten. Fleisch und Ustschwala (Kaffernbier) und die sonstigen, zu einer heidnischen Kaffernhochzeit uner-

Im Laufe des Nachmittags verließ der ältere Bruder die Hütte und ging von dem Hügel, auf dem der Kraal steht, zu einem kleinen Bach, „u Mungwana“ genannt, hinunter, der in der Nähe vorbeifließt. Niemand achtete darauf; man glaubte, er gehe zu Bekannten oder Verwandten auf Besuch. Gegen Abend verließ auch der jüngere Bruder den Kraal. Die Angehörigen meinten, er suche seine Freunde und Altersgenossen auf, um mit ihnen den Abend und einen Teil der Nacht in fröhlicher Hochzeitsstimmung zu verbringen.

Etwas später, als es schon zu dunkeln begann, kam der ältere zurück, trat verstörten Blickes in seine Hütte und sprach zu seiner jungen Frau und der Mutter: „Nun hab' ich vollbracht, was ich längst tun sollte! Schon längst hab' ich's im Sinne gehabt; jetzt hat aller Streit ein Ende! Nun muß ich beten und Gott danken, daß er mir mein Werk vollbringen half!“ Nach diesen Worten kniete er mitten in der Hütte nieder.

und fing zu beten an. Er verweilte lange, lange in dieser Gebetsstellung. Anfangs hatten die Frauen auf sein merkwürdiges Gebaren nicht sonderlich geachtet, als er aber sich gar nicht mehr erheben wollte, wurde ihnen der Mann rätselhaft, ja unheimlich. Es kam ihnen vor, als sei er nicht mehr recht bei Sinnen.

Endlich nach Mitternacht erhob er sich wieder, ging zu seinem Koffer, machte sich allerlei dabei zu schaffen und händigte schließlich den beiden Frauen ein Goldstück im Werte von 20 Mark ein mit den Worten: „Nehmt dies Geld und bringt es morgen dem Pfundissi (protestantischer Prediger) in Spring und sagt ihm, ich danke ihm für den Unterricht und all das Gute, das er mir getan; das Geschenk solle er annehmen als ein Geschenk von mir und als ein Zeichen der Dankbarkeit. Meldet ihm auch, daß ich getan habe, was ich längst tun wollte und sollte. Nun vollziehe ich das Ende!“ Mit diesen Worten verließ er rasch die Hütte und eilte — es war heller Mondchein — wieder talabwärts.

Den beiden Frauen war bei den sonderbaren Reden des jungen Mannes immer unheimlicher zu Mute geworden. Sie wagten sich gar nicht aus der Hütte; Angst und Schrecken lähmte ihre Glieder. Nach einiger Zeit erholteten sie sich etwas und eilten nun zu den Nachbarhütten, um Leute zu finden, die mit ihnen auf die Suche gingen. Sie wollten wissen, wo der Entwichene hingegangen, und was er wohl im Schilder führe. Nach langerem Suchen schauten sie auch auf einen, vom Kraal nicht allzu weit entfernten Baum, und — o Schrecken! — da droben hing an einem Strick der so schmerzlich Gesuchte! Leider kam die Hilfe zu spät; er war schon kalt und steif, jedes Lebenszeichen war geschwunden.

Es graute der Morgen (Freitag, der 5. Febr.) und der jüngere Bruder war noch immer nicht zurückgekommen. Da erfaßte die Mutter eine graue Ahnung; es mußte etwas Schweres, etwas Entsetzliches geschehen sein! Auf ihre dringenden Bitten ging nochmals alles auf die Suche, die einen hierhin, die andern dorthin. Es dauerte nicht lange, da fand eine der ausgesandten Gruppen drunter am Bach, etwa 300 Meter vom Kraale entfernt eine mit einer Decke verhüllte Menschengestalt. Man hob die Decke weg — und allen bot sich ein grauenvolles Bild dar! Hier lag der jüngere Bruder, der stolze Brüutigam, der heute seine Hochzeit halten sollte, kalt und starr in seinem Blute! Die Kinnlade war ihm mit einem Stein zerschmettert worden, und Gesicht, Hals, Brust und Körper war über und über mit tlaßenden Stich- und Schnittwunden bedeckt Neben der Leiche aber lag der Hut des älteren Bruders. Wie kam der Hut hierher? Man eilt zur Hütte zurück und findet hier im Koffer des Erhängten ein blutbeflecktes Messer! — Das Geheimnis war gelüftet, die düstern Reden des sonderbaren Veters allen enträtselt: Eines kleinen, elenden Ochsen wegen, der kaum einen Wert von L. 3 (60 Mark) repräsentierte, hatte der Schreckliche den eigenen Bruder erschlagen und dann sich selbst das Leben genommen, und dies alles, wie er sagte, um eine alte Pflicht zu erfüllen! — Ja, es liegt eine traurige Wahrheit in dem bekannten Wort des Dichters:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Doch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Man möge uns erlassen, den namenlosen Schmerz der unglücklichen Mutter zu schilbern, die auf so schreckliche Weise mit einem Schlag ihre beiden Söhne verlor, sowie das herzzerreißende Weh der enttäuschten Braut und den Schrecken aller, die von der Untat hörten. So was läßt sich einigermaßen fühlen, aber nicht in Worten wiedergeben. Man hatte eine fröhliche Hochzeit halten wollen, und nun dieses schreckliche „Memento mori!“ Zu einem Freudenmahl hatte man sich gerüstet, und nun gab's eine Totenklage, wie sie ernster und schrecklicher kaum gedacht werden konnte. —

Schlängenabenteuer.

Von Schw. Hilaria, C. P. S.

Himmelberg. — Eines Tages machte ich mit meinen Schulkindern einen Spaziergang in den nahen Wald. Der großen Hize wegen ging ich barfuß in den bloßen Sandalen. Da fühlte ich plötzlich etwas Kaltes über den Fuß ziehen. Wie ich hinjchaue, erblicke ich eine große Schlange, behalte jedoch so viel Geistesgegenwart, daß ich ruhig stehen bleibe und warte, bis das gefährliche Reptil mit seiner ganzen Länge vorbeigeschlichen ist. Hätte ich mich gerührt, so hätte ich höchst wahrscheinlich einen gefährlichen Biss erhalten. Auf einen Wink waren alle Kinder beisammen, und nun mußte das arme Tier trotz der Großmut, die es an mir geübt hatte, rasch das Leben lassen.

Ein anderesmal hatte ich zu Hause die Zimmertüre offen stehen lassen und wollte eben für eine neuangekommene Schwester eine kleine Erfrischung hineintragen, da sah ich mit Schrecken, wie eine Schlange hart vor mir ins Zimmer schleicht und sich hinter einem Schrank verbirgt. Ich habe in solchen Fällen wenig Mut; ein Tier umzubringen, das größer ist als eine Maus, bringt ich kaum fertig. Ich rief daher um Hilfe; sie kam, und nun wurde dem frechen Eindringling erbarmungslos der Schädel eingeschlagen.

Einmal entdeckte ich sogar in einem Hühnerneß eine Schlange. Ahnungslos wollte ich eben ins Nest hineingreifen, als ich eben noch sah, daß darin eine eng zusammengerollte Schlange liege. Sie blieb ruhig liegen, bis unsere Schultuben herbeikamen, die sie unter großem Lärm und Spettakel heraustrieben und totschlugen.

Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Schlangen Eier fressen, große Hühnereier, und zwar ganz, ohne die Schale irgendwie zu beschädigen. Es fehste uns nämlich hier in Himmelberg ein Hühnerstall, und die Hennen, die wir hielten, wählten sich ihre Plätzchen zum Eierlegen nach freiem Belieben. Bald merkten wir, daß Eier abhanden kamen. Man hatte zunächst einige Käffern im Verdacht des Diebstahls, natürlich aber unsern guten alten Pudel, dem so ein „falscher Argwohn und freventsliches Urteil“ fast das Leben gekostet hätte. Klüger war Justina, eines unserer Jungen. Trostweiber, sie erklärte rundweg, die Eier stehle niemand anderer als die Schlangen. Letzteres jedoch konnte ich einfach nicht glauben. Doch siehe, da kommt Justina eines Tages eilends zu mir gerannt mit der Bitte, ihr zu folgen. Hastig eilte sie mir voran und führte mich zum Nest einer Truthenne. Wie staunte ich nun, dort eine schlafende Schlange zu finden, die ein ganzes Ei im Halse stecken hatte. Die Truthenne selbst saß ruhig nebenan auf den übrigen Eiern; auch die Schlange rührte sich nicht